

Unweit vom Schakaltal drunten, das nicht von Anfang an das Schakaltal gewesen war, sondern einmal ganz anders geheißen hatte, ganz anders, steht der Gasthof Gratschbacher Hof meiner Eltern. Von dort, wo der spitzeste Zahn der Karawanken in den Himmel hinauf fletscht, sind es vielleicht vierzig Kilometer zum Gratschbacher Hof. Von der gigantisch alpinen Steilingerwand, die anno dazumal wie heute für viele Eingeborene das Ende der Welt markiert, gelangt man zum Flussufer der Durlitz. Der rabiat plätschernden Durlitz kann man stromaufwärts folgen. Erst kommt das Dörfchen Bruder Elend, in dem ein ganzer römisch-katholischer Bettelorden einer burlesken einheimischen Bauerstochter verfiel, und dann die Brücke namens Jungfernsprung, wo sich seit jeher die Unglücklichen in den Freitod stürzen. Es folgt das Satzwasser, der meeresgroße See zu deiner Rechten, mit der verwitterten und morschen Seebühne aus Dunst, die im barschen Wind bis in alle Ewigkeit knattert und Stück für Stück bricht. Hör genau hin und dir entgeht nicht der Kontrapunkt des *klunzenden* Klagens von Alpen und Adria, und wenn dein Gehör besonders gut ist, entdeckst du sogar noch ein paar nachhallende Textfetzen unvergesslicher Konzerte. „*Mäh Mäh Mäh Märchenprinz*“, stottert es da zum Beispiel aus einem längst vergangenen Jahr herauf. Bleib nicht stehen. Fast ist es geschafft. Geh weiter, ins Innere des Landes hinein. Da sind Maisfelder, Kürbisse und Kohlrabi, je nach Jahreszeit, Wiesenblumen an unbewirtschafteten Flächen und man sieht Jagdhunde im Dreisprung über den frisch gepflügten Acker einem Fasan nachsabbern. Dazwischen immer wieder Bäume, zuerst vereinzelt, dann vermehren sie sich und drängen zu einem infiniten Schatten eng aneinander, es ist nur noch Nadelwald. Hier bist du richtig. Geh ruhig tiefer hinein. Immer dem Dunkel nach. Und der Stille. Wird einem schon ganz bänglich, vermindert sich das Geäst und ein frei atmendes Grundstück zeigt sich, dessen Schönheit man sein ganzes Leben lang nie wieder vergessen wird, nie wieder. Das ist es. Dieses Grundstück gehört meinen Eltern und genau hier steht der Gasthof Gratschbacher Hof.

Am Klassenfoto von 1989 steht der Klassenälteste, fast schon achtjährige Andreas in der Mitte der letzten Reihe von dreien. Er trägt einen gelben Pullunder mit großer, weißer „Champions“-Aufschrift über einem grauen Kurzarmhemd. Ein Bein winkelt er majestätisch auf der Bank vor sich ab, zeigt uns die Spitze seiner niegelnelneuen Adidas Jogging High Schuhe, die ihm ein halbes Jahr später vom Winzling Frieder aus der Umkleidekabine der Turnhalle gestohlen werden. Am nächsten Tag stolperte der kleine Frieder in seinen erbeuteten Siebenmeilengalosen zum Unterricht, was danach passierte, verdeutlicht ein Blutfleck auf der Wange des Kurt Waldheim Portraits, das direkt unter dem Jesukreuz prangte. Der Religionslehrerin fiel der Blutfleck „*Heiligemariamuttergottes a Wunda!*“ zuerst auf, woraufhin sie standesgemäß und ohne Verzögerung den Pfarrer Don Marco alarmierte, der mit einer vatikanischen Delegation ins Klassenzimmer prozessierte und das Waldheim-Mirakel fachgerecht prüfte.

Andreas' Jeanshose auf dem Foto ist hellblau, wie das *Flinserl*, das er im rechten Ohr trägt, seine kurzen, aschblonden Haare sind zu einem Mittelscheitel gekämmt. Über Andreas erzählte man sich, er habe seinen Zwillingbruder Kopernikus im Leib ihrer Mutter mit einem einzigen Happen verschluckt. Und dieser Zwillingbruder lebe fortan in Andreas weiter, weswegen er auch die Stärke von zwei Buben hatte. Sein Elternhaus stand drei Kilometer nördlich vom Gratschbacher Hof, in Dirnbach und Dirnbach setzte sich aus einem verlassenen Bauernhof, drei *Buschenschanken* und sieben Einfamilienhäusern zusammen, wovon an vier Postkästen Andreas' Nachname Kuchnig stand und an drei der Name Wallach. Die *Buschenschank*-Besitzerin Marlene Wallach war Andreas Tante, aber das tut hier nichts zur Sache. Andreas' Mund ist auf dem Foto zu einem O gewölbt, was nahelegt, dass er im Augenblick des gedrückten Auslösers gerülpst hat.

Auf der Bank vor Andreas sitzt Karla in der ganz schön kurzen, aber maßgeschneiderten Bleiberger Festtracht mit der Halskrausenbluse, die sie eigentlich absolut immer anhatte, im Wald, in der Schule, zum Kirchengang,

beim Skifahren und bei achtundzwanzig Grad auch als Sonnenschutz am See. Unter dem Kleid trägt sie von ihrer Oma selbst gehäkelte, weiße Strümpfe, die das Muster der Halskrausenbluse aufnehmen. Wenn man vom Gratschbacher Hof meiner Eltern in Richtung Andreas der Traktorspur folgt, kommt man nach zweieinhalb Kilometern an eine winzige Kapelle. Karlas Vater hatte diese Kapelle der Diözese abkaufen können, vielleicht auch, weil er sich mit dem verantwortlichen Geistlichen sehr innig verstand, und zum Wohnhaus umgebaut, nachdem sich seine Frau, Karlas Mama, eines Tages einfach in Luft aufgelöst hatte und nie wieder auf dieser Erde, weder von Menschen noch von Tieren, gesehen ward. Könnte man in das Foto hineinzoomen, würde man durch die Strumpfmaschen erkennen, dass Karla von ihrem Vater im Alter von drei Jahren, wie sich jedenfalls herumsprach, mit heißem Fett übergossen wurde, nachdem sie sich weigerte brav zu sein. Seit sie aus dem Krankenhaus gekommen war, wo sie sechsunnddreißig Wochen in Lebensgefahr auf der Kinderintensivstation verbracht hatte, war Karla im Ballettunterricht, denn ihre verbrannte Haut musste ständig, ja ständig, gedehnt werden. Als dieses Foto entstand, 1989, im zarten Alter von sieben Jahren, hatte sie bereits das Potential zur Primaballerina, aber mit diesen ungustiösen Narben am Bein war da leider nichts zu machen.

Vor der Bank am Boden, zu Karlas bestrumpften Füßen, liegt Ludwig, den wegen seiner außergewöhnlichen Länge und nadelöhrgerechten Schlankheit viele als „*He du Lindwurm!*“ verspotteten. Vor dem Fototermin hatte er seine schneeweißen Haare, wie jeden Monat, einen halben Zentimeter kurz abrasiert bekommen. Von seinem Offiziersvater. Von diesem stammte übrigens auch die von Ludwig übernommene Bezeichnung „*Hamgong*“ für das Klingeln der letzten Schulglocke oder der Begriff Kasernierung für Ganztagesunterricht.

Franzi sitzt rechts außen im Schneidersitz. Er trägt eine zimtfarbene Flatterhose, ein pastellila T-Shirt und die blauen Puma-Schuhe mit dem Klettverschluss-Geheimfach. Er grinst breit in die Kamera. Franzi war damals der Neue in der Klasse, er war von Tirol nach Kärnten emigriert, wegen einer wirklich äußerst delikaten und geheimnisvollen Geschichte, die

nur dem Allerheiligsten vollständig bekannt war. Soweit ich aber einmal Franzis Mutter und meine Mutter belauschen konnte, trug sich folgendes zu: Der Franzi wäre in Innsbruck in einer katholischen Volksschule von äußerst gutem Ruf gewesen, von äußerst gutem Ruf, hieß es in ihrem Gespräch. Und durch diese Schule kam er zu der Ehre, als Messdiener arbeiten zu dürfen. Aber einmal tauchte der Franzi nach der heiligen Messe nicht und nicht aus der Sakristei auf und da blieb seiner Mutter nur übrig, sich ohne Erlaubnis auf diese Hinterbühne des Gotteshauses zu schleichen. Und als sie ihren Jungen sah, stieß sie einen solchen Schrei aus, dass die Hostien im heiligen Gral zu Staub zerfielen. Der Franzi stand splitterfasernackt mit gespreizten Beinen da, unter seinem Schritt der Pfarrerskopf mit geöffnetem Mund, in den der Franzi hineinpinkelte. Neben den beiden lagen drei leere Flaschen Römerquelle. Der Katholik rempelte Franzi zur Seite und fuhr seine Mama an, was sie eigentlich glaube, sich unbefugt in die Sakristei zu schmuggeln, als Frau noch dazu, dies sei ein Haus Gottes und als solches nur mit Befugnis vom Gottesgesandten, nämlich ihm, zu betreten. Die Mutter packte unversehens ihren nackten Putto, schaffte ihn ins Auto und rauschte nachhause in ihre Reihenhaushälfte. Gleich am nächsten Tag zogen sie um. So Franzis Mama zu meiner Mama, sich fortlaufend bekreuzigend, während ich unter der Kücheneckbank, halb mit einem Spielzeugauto beschäftigt, lauschte.

Ich sitze auf dem Klassenfoto neben Franzi. Topffrisur, Hochwasserjeans, türkiser Nickipullover. Der dritte Zahn links oben fehlt mir und der Wirbel an der Schläfe stellt ein kleines Haarbüschel spitz nach oben auf. Ich rümpfe meine Nase, so dass die Augen ganz klein werden, und feixe verkniffen und frech zur Fotografin, die mir, nach meinem Gesichtsausdruck zu urteilen, gefallen hatte.

An jenem Klassenfototag nahmen wir Franzi erstmalig zum Waldhaus mit. Mein neun Jahre älterer Bruder Thomas hatte das Waldhaus gebaut. Zunächst sägte er eine Lichtung in den Lärchen-Jungwald, auf seinen Zehenspitzen sei er dabei gelaufen, wie er berichtete, und hätte jede einzelne

Lärchennadel unter seinen Füßen brechen gehört, so hoch war die Konzentration. Die Tiere hätten eine Biege gemacht, sodass es in den Sträuchern nicht wie sonst gewuselt hätte und die Eichkätzchen hätten die Luft angehalten, die Ameisen ihr schweres Gerät niedergelegt und sich zu einer Leiter übereinandergestellt, um ihn bei der Arbeit zu bestaunen. Die Sonne brannte überdies gleißender als normalerweise, er aber blieb unbeirrt, wie er erzählte, baute die Waldhütte mit einer Toilette, auf der die Notdurft über ein Rinnsal aus Holz in eine eigens dafür ausgehobene Jauchegrube abgeleitet wurde, Wasser zum Spülen holte man sich aus dem Brunnen. Über eine Leiter kam man in die erste Etage. Hier lagen Matratzen zum Schlafen, leicht modrig riechendes Bettzeug und Thomas hatte die Wände mit alten Sexheft-Postern austapeziert.

Jetzt fällt mir ein, dass ich Lukas, die Schmeißfliege, noch nicht vorgestellt habe, da er auf unserem Klassenfoto nicht vorkommt. Er ist der kleine Bruder von Ludwig, dem Lindwurm, und in der Klasse unter uns. Die beiden Offiziersöhne Ludwig und Lukas wohnten am Watschacher See. Der Watschacher See lag und liegt vier Kilometer südwestlich vom Gratschbacher Hof meiner Eltern, mit Privatstrand und Pferden und einem Obstgarten so groß wie ganz Unterkärnten. Die Birnbäume trugen Flaschen über der Frucht, was ich lange Zeit für eine Kunstinstallation hielt. Der Großvater von den Hütterer Buben, wie Lukas und Ludwig auch genannt wurden, war mit meiner Mutter im Jagdverein und die Stube im Hütterer Wirtschaftshaus war so geräumig, dass alle dreißig Jäger aus dem Jagdverein inklusive meiner Mutter gut um den Tisch Platz hatten und singen konnten. Hier lernte ich mein gesamtes Volksliedgut. „*Wonns Dirndle a Hosnussstandl war, mächat I gern des Achkatzle sein. Di Nussn de brockat I olle ob, die Blattln di lässt I bleim*“, sang ich zum Beispiel, mit der stolz geblähten Brust eines Jägers mit Weidmannsglück, am Heimweg von der Volksschule. Ich musste in der Hüttererstube oft, und ganz besonders nach einer Treibjagd, die eine und andere Runde Schnaps, meistens Slibowitz, der singenden Jäger und meiner Mutter, der Jägerin, abwarten, bevor wir nachhause konnten. Währenddessen lag ich auf den

Schafsfellen, die wiederum um den Kachelofen lagen. Von hier aus zählte ich die Gamsbärte in den Jägerhüten, schaute mir die vergilbten Fotos in den sonderangefertigten Rahmen an, die alle den Opa von Ludwig und Lukas zeigten, mit dem Lauf der Flinte über dem Unterarm geöffnet, neben einem immer anderen toten Tier posierend. Oder ich dachte mir Geschichten zu den Abzeichen aus, die in gläsernen Boxen auf dem Regalbrett über dem großen Stubentisch thronen. In der Regalmitte stand das goldene Mutterkreuz und daneben ein poröser Zettel, dessen altdeutsche Aufschrift ich erst entziffern konnte, als mir das Lesen schon lange flüssig gelang: „Ahnentafel zum Nachweis arischer Abstammung für fünf Generationen“ stand da. An einem Nagel darüber hingen ein gleichseitiges, silbernes Kreuz und zwei münzgroße, goldene Adler. Kriegsverdienstzeichen des Großvaters von Ludwig und Lukas, wie man mir erklärte. Die Adler schauten finster drein und fast immer, wenn meine Mutter unter diesen Orden saß, hatte ich Angst, einer der Raubvögel könnte sich automatisieren, auf die Mutter herabstürzen und sie davontragen. Sich im Flug hämisch nach mir umdrehend, und mir ihren Jubelsalm *Beatus vir* in mein rundes Halbweisenkindgesicht klatschend wie einen nassen Fetzen. Aber soweit war es glücklicherweise nie gekommen.

Ludwig und Lukas hatten sich während dieser Treffen zumindest einmal „*Buaman ontonzn!*“ der Gemeinschaft zu zeigen und die eine oder andere Frage zu beantworten, bevor sie spielen oder zu Bett gehen durften. Meistens waren es Fragen wie „*Eia Großvota hot heit an kapitaln Hirschgschossn, an kapitaln! Ihr weats a amol Jäga werdn, ga?!*“ Mit einem eiligen „*Jawohl!*“, schälten sich die Knaben aus dieser Situation, aber nicht bevor ihnen nicht ordentlich fest die Wange gezwickt oder der Hinterkopf getätschelt wurde. Zu mir waren die Jäger anders: „*Schau amol, olles Manda! Außa deina Muata. Du weast ka Jaga bittschän!*“ Lautes Lachen. Die Antwort meines Vaters darauf hätte gut sein können: „*Woatats lei, mei Dirndle, schiaßt eich hiaz schon die Erpelschnecken vom Huat oba!*“ Wieder hätten alle gelacht und der Vater hätte nicht gewusst, wie Recht er mit seinem Witz gehabt hätte, schließlich trainierte ich mit den Anderen vor

dem Waldhaus regelmäßig mit der Steinschleuder und seit kurzem auch mit einem sehr besonderen Messer das Messerwerfen.

Damals, am Tag des Klassenfotos, führte ich den Franzi jedenfalls mit der größtmöglichen Gastfreundschaft durch unser Waldlager und erklärte ihm alles. Mein Bemühen war, mich derart offen zu zeigen, dass er sich, aus Angst, ich könne aus mir herausfließen und in ihn hineinkriechen, verschließen und verriegeln musste. Das offensichtlich einzigartige Waldhaus stellte ich ihm vor, als wäre es von nichtiger Bedeutung und wenn Franzi seine staunende Anerkennung nicht bei sich behalten konnte, grinste ich verstohlen und gab einen gekünstelt neutralen Laut von mir. Richtig Augen machte er aber erst, als ich ihm die Tapete der Schlafetage zeigte. „*A gfoln da de Bülde von meine Freindinnen?*“, fragte der Lindwurm, zu uns heraufkraxelnd, als sein siebenjähriger Kopf gerade so durch die Luke ragte. Der Lindwurm schob den aus Verlegenheit eingefrorenen Franzi beiseite und griff nach seinem sehr besonderen Messer mit der Gravur „Meine Ehre heißt Treue“, das er der großväterlichen Waffenkammer heimlich entnommen hatte, um eines der Poster von der Wand zu schneiden. Er erwischte jenes mit der Frau, die laut Bildbeschriftung Christy Canyon hieß. In nichts als weißen, spitzen Lederstiefeln lag sie auf einer Harley-Davidson-Maschine, eine Hand umklammerte fest den Lenker, die andere bohrte sich in den Rücken eines hosenlosen Mannes, die rot lackierten Fingernägel ragten zwei Zentimeter über ihre Fingerkuppen hinaus. Ludwig überreichte Franzi das Poster, lachte dazu lautstark über unseren gleichermaßen neuen wie unbedarften Mitschüler und bedeutete uns beiden streng, ihm nach unten zu folgen.

Dort nahm Andreas Franzi das geschenkte Poster ab und fragte unseren neuen Mitschüler, den Tirolerknödel, „*gfolnt si da?*“ Franzi zuckte mit den Schultern. „*Tirolaknedl, ziag amol die Hosn obe, damit da Ludwig und I schaun kennan, ob des übahaupt gäht mit da Kristi. Wenns passt, stöll ma si dir fur.*“ Der Franzi wollte sich seiner Hose aber nicht freiwillig entledigen, weswegen die Brüder Ludwig und Lukas zu, wie Andreas beteuerte, Franzis

Bestem, nachhelfen. Lukas setzte sich auf Franzis Brust und bohrte seine Knie fest in Franzis Oberarme, woraufhin Ludwig dem so zur Kapitulation gebrachten Buben mühelos die Hose unter das Gesäß fummeln konnte. Andreas inspizierte nun die vor ihm liegende Körpermitte Franzis auf das Genaueste mit dem Ast, mit dem er vorher einen Ameisenhaufen malträtiert hatte und gestand fürsorglich wie ein Arzt, dass er eine Einwilligung von Frau Canyon in eine Verehelichung unter den aktuellen Gesichtspunkten für unwahrscheinlich hielt. Dann wandte er sich ab, um ein paar nachdenkliche Schritte zu tun. Zeichen für Ludwig und Lukas, den Tirolerknödel von seiner Drangsal zu befreien.

Franzi griff blitzschnell nach seiner Hose und erhob sich zitternd, mit Bewegungen, die Karla simultan in eine Choreografie übersetzte. Die Darbietung endete, nachdem Karla auf dem mit rötlich verfärbten Lärchennadeln übersäten Boden zwanzig oder mehr Pirouetten drehte und sich dadurch knietief in die Erde schraubte und steckenblieb. Als sich Karlas Minidirndkleid mit ihrem Pirouettenstopp wieder senkte, legte Andreas seinen Arm um Franzi. Der Franzi strahlte jetzt, weil ihm diese Geste zeigte, dass sich die Strapazen gelohnt hatten. Seine Entblößung hatte Freundschaft zur Folge. Franzi wischte seine Tränen in den Pulloverärmel und lachte Andreas ein Erleichterungslachen zu.

Und dann kam das Heureka! Andreas erklärte Franzi, dass er seine Tauglichkeit als Christy Canyons Ehemann auch mit Mut und Geschick unter Beweis stellen könne und aufgrund seiner physischen Untauglichkeit auch müsse. Ludwig hielt sein besonderes Messer Franzi hin, der seine linke Hand auf dem Tisch spreizen und damit in höchstmöglicher Geschwindigkeit zwischen seine Finger stechen sollte. Die Wucht, mit der er dabei vorgehe, sei für die Bewertung seines Mutes nicht unerheblich. Franzi tat, wie ihm befohlen wurde. Er zeigte sich sogar geschickt, sodass die Aufgabenstellung veredelt werden musste. Ich sollte nun meine Finger am Tisch spreizen und Franzi müsse nun bei mir, wie bei seiner eigenen Hand, zustechen. In jeder Runde von dreien möchte er sowohl Geschwindigkeit als auch Festigkeit des Stichs verdoppeln. Ich war



einverstanden. Aber beim dritten Mal war Franzi unkonzentriert, ich sah Franzi das Entgleiten der Aufgabe und das damit einhergehende Durchtrennen meines Ringfingers an, bevor ich ihm mit der reflexartigen Wucht einer Weltklasseboxerin die Waffe aus der Hand schlug. Jedes unserer sechs Augenpaare war auf das gestohlene „Meine-Ehre-heißt-Treue“-Messer gerichtet, das in gefühlter Zeitlupe, einem Federball in zielsicherer Spur nicht unähnlich, in den Brunnen segelte. Unsere Richtung Brunnen gereckten Hälse zogen wir erst wieder ein, als Ludwigs asthmatisches Röcheln uns aus unserem Eingefrorensein befreite. Ludwig geriet in Panik. Er sah seinen Großvater vor sich, den Jäger, der über den Verlust seines „Meine-Ehre-heißt-Treue“-Messers so wütend würde, dass er sein Enkelkind vor allen Jägerkollegen zum Abschuss frei gäbe. Das Messer musste zurückgeholt werden! Ich rekonstruierte den Flug der Waffe und durchsuchte die Brunnenöffnung, ob es hier vielleicht hängen geblieben wäre oder doch danebengefallen war. Dabei erschien ein Rotkehlchen in meinem Blickfeld. Aus der Perspektive eines Rotkehlchens sieht das Waldhaus unter Umständen aus wie ihr größter Feind, die Eule, denn warum sonst gab es unentwegt den Warnruf „Ziiiiib“ von sich? Im rötlichen Licht des vertrockneten Lärchennadelbodens können sich Rotkehlchen obendrein schlecht orientieren, wie meine ornithologischen Forschungen einmal ergaben, was in jenem Moment die Eulen-Paranoia des Vogels noch verstärkt haben wird. Das Rotkehlchen wirbelte, von Furcht geritten, in der Luft herum und vielleicht kamen sogar Erinnerungen aus dem kollektiven Rotkehlchengedächtnis in ihm hoch. Als nämlich Jesus vor über 2000 Jahren am Kreuz hing, zog der Vorfahre dieses Rotkehlchens, der damals noch aussah wie ein gemeiner Sperling, nämlich grau, genauso herzerreißend *ziiibend* dem Gottessohn einen Dorn aus seiner Stirn, woraufhin ein christlicher Blutstropfen dem Vogel Hals und Brust überhaupt erst rot färbte. Unser Rotkehlchen schaute nun auf Andreas hinunter und sah, wie er ein Seil aus der Hütte holte, und Franzi um die Hüfte band. Der begann nun Kopfsprung-Trockenübungen zu machen, indem er seinen Kopf fest zwischen seine erhobenen Arme klemmte und mit dem Fußgelenk den

Absprung trainierte. Dann war es soweit. Der Franzi stellte sich todesmutig an die Brunnenöffnung, streckte die Arme gerade nach oben aus, wie er es geübt hatte, und ließ sich kopfüber in den Brunnen fallen. Wir übrigen hielten das andere Ende des Seiles und ließen den Tirolerknödel Stück für Stück weiter hinunter in den Schacht, der gerade so schmal war, dass ein Kübel Toilettenspülungswasser oder eben die schwächtigen Schultern von Franzi durch passten. Einen Meter nach dem anderen seilten wir den kleinen Franzi ins dunkle Loch, in Richtung Erdmittelpunkt herunter. Das panische Rotkehlchen segelte dem Jungen hinterher. Ich stellte mir vor, wie der Franzi und der Vogel den Wind über das Brunnenloch pfeifen hörten und dass sie den Geruch der feuchten, Kälte abstrahlenden Erde und die dumpfe Akustik im Schacht mochten. Und während ich mir das vorstellte, lauschte ich mit der Aufmerksamkeit einer Bombenentschärferin in den Brunnen hinein: plitsch, plitsch, plitsch. Und dann folgte nach einer Weile das Platsch, zu dem wir Seilhaltenden schlagartig nach hinten kippten, das nun lose Tau in unseren Volksschulhänden.

Ludwigs Pupillen wurden weit, als habe er sich soeben eine gehörige Portion Hustensaft verabreicht und so starrte er auch auf das schlaffe Seilende zwischen seinen ungläubigen Fingern. Karla bewegte sich mit einem *Ailes de Pigeon* zur Brunnenöffnung und rief zaghaft ein „*Hallo?*“ in den dunkeln Schacht hinab, dessen Echo der Brunnenschlund „*Hall hall lo lo o o?*“ zurückschwappen ließ. „*Kleines Rotkehlchen?*“, rief Karla hinunter. Und auf einmal schoss der Vogel aus dem Loch heraus und Karla direkt in ihr darübergerbeugtes Gesicht, glitt an ihrem Körper entlang bis auf den Boden neben ihr. Der Vogel war tot. Blut tropfte aus Karlas Nase, auf ihre Halskrausenbluse. Dann hörten wir es gurgeln und zuckeln aus dem Brunnen, bevor es still wurde im Wald. Oder weltweit, wer weiß?

Erst sind wir nur dagestanden, dann haben wir Franzis Mama geholt, die sich so lange neben dem Brunnenloch auf den Boden geworfen und vielleicht auch geschrien hatte, bis der Rettungshubschrauber am Weizenfeld neben dem Wald gelandet war. Der Arzt sprang aus dem Hubschrauber und lief gebückt im Propellerwind zu uns, er hatte im Laufen

schon die Spritze mit dem Beruhigungsmittel vorbereitet, das er unverzüglich Franzis Mama injizierte. Danach leuchtete er uns Kindern in die Augen, hämmerte auf uns herum und wickelte uns in Aluminiumdecken, die sehr schön schimmerten und raschelten, bis die freiwillige Feuerwehr samt Ehefrau des Obmanns aus dem Nachbarort kam. Auch Schaulustige trudelten ein, während die Frau vom Feuerwehrobmann mit uns redete. Sie fragte uns, wie es in der Schule sei und eine Menge sonderbares Zeug. Unter den Schaulustigen war auch die *Buschenschank*-Besitzerin Marlene Wallach, Andreas Tante, die an die Feuerwehrmänner Liptauer, Salzstangen und Apfelmöste verteilte. Dem adretten Feuerwehrmann mit dem Schmiss im Gesicht war sie besonders zugetan ihn fütterte sie sogar, während er die Werkzeuge aus dem Feuerwehrauto räumte. Dann kamen unsere Eltern. Mein Vater trug mich auf seinen Schultern nachhause, wo ich einen Apfel und ein Kressebrot bekam, bevor sie mich schlafen legten, die Kinderzimmertüre blieb offen. Danach passierte folgendes, wie man sich erzählt: Die Feuerwehr verbreiterte den Brunnen, um den Jungen zu bergen. Eine Aufgabe, die gut eine Stunde in Anspruch nahm, und die der im Leichenwagen angereiste Pfarrer Don Marco mit Gebeten und Gesängen begleitete. Dazu schwenkte er üppig den Weihrauch, wodurch die Feuerwehrmänner immer wieder das Graben unterbrechen mussten, weil sie den Boden unter ihren Füßen nicht mehr sahen. Als sie Franzis fanden, kopfüber im Wasser, und der akkurate Feuerwehrmann mit dem Schmiss im Gesicht ihn herauszog, war Franzis Kopf schon ein wenig aufgedunsen. Aber das Überraschende war, dass in seinem Bauch das „Meine-Ehre-heißt-Treue“-Messer steckte. Das Messer war so dank Franzis wieder aus der Versenkung herauf an die Oberfläche geholt worden. Die Mutter kniete sich vor ihren toten Buben hin und riss mit kraftloser Hand das Messer aus dem Kinderbauch heraus. Daraufhin hörte man sie jaulen. Durch ganz Kärnten jaulte es. Ein grässliches Jaulen hörte man, bis hinunter in jenes Tal, das man von nun an Schakaltal nannte, und das davor ganz anders geheißen hatte, ganz anders.